

Herr und Frau Abend

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 37

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647645>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

(Fortsetzung v. S. 933: Echsen.)

beachtenswerter Gegner und vermag mit dem heftig um sich schlagenden Schwanz ganz empfindliche Wunden beizubringen. Ein ähnlich kräftiger und wehrhafter Vertreter der Familie ist auch der in Südamerika heimische Teju, der, in die Enge getrieben, wütend selbst durch starke Stiefel beißt.

Bei den Echsen gibt es naturgemäß auch Uebergänge zur nächsten Gruppe, den Schlangen. Hierher gehören die Wühleichen, deren Körper mit verkümmerten Gliedmaßen oft schon dem Schlangenleibe gleichen, ferner die Glatteichen, die Egernia, die Skinke und Walzeneichen mit langgestreckten, schlangenähnlichen Körpern. Trotz der bei einigen Arten fast ganz fehlenden Gliedmaßen können sie außerordentlich schnell laufen und sind auch des Kletterns nicht unkundig. — Erscheint die Verwandtschaft der Wühleichen mit den anderen Eidechsenarten schon ziemlich locker, so weist diese Gruppe doch noch eine Familie auf, die mit den übrigen Vertretern fast nichts mehr gemein hat. Es sind die Chamaeleone, die überhaupt zu den merkwürdigsten Geschöpfen gerechnet werden müssen. Abgesehen davon, daß sie ihre Farbe nach Bedarf wechseln können, sind auch ihre Augen in ihren Bewegungen völlig unabhängig von einander. Zu allem Seltsamen, durch das dieses Tier ausgezeichnet ist, kommt dann noch die Zunge, die auf dem Zungenbein wie auf einer Rutschbahn herausgleitet und durch ein kompliziertes Muskelsystem 12 cm lang hervorgeschleudert werden kann. —

Obgleich nach einer französischen Zusammenstellung vom Jahre 1896 noch über 3800 verschiedene Kriechtierarten leben, darunter 23 Krokodile, 1893 Eidechsen, 87 Chamaeleone usw., muß man doch sagen, daß ihre Zeit vorüber ist; denn es haben sich nur 4 Ordnungen, nämlich Brückeneichen, Schildkröten, Krokodile und Schuppentkriechtiere bis in unsere Zeit hinübergerettet, während eine weitaus größere Zahl von Reptilengruppen bereits in vorgeschichtlicher Zeit ausgestorben ist.

Georg Haedtel.

Abendgang

Von Franz Berndal

Mein Weg geht wiesenweit in den Abend —
Durch Birkengeriesel bei dämmerndem Mond,
Die Luft ist so rein, erquickend und labend,
Und niemand in dieser Stille wohnt.

Nur Blumen nicken
Am Feldwegrand,
Und Sterne besticken
Des Himmels Gewand. —

Ich weiß nicht, wohin mich die Wiesen führen,
Ich weiß nur, ich schreite tief in die Nacht,
Und fühle ein leises, sanftes Berühren
Von einem Auge, das über mich wacht!

* * *

Herr und Frau Abend

Von Peter Kilian

Zwanzig Jahre hatten sie im Erdgeschoß eines Mietshauses in der Lavaterstraße gewohnt. Und schon damals, als ich noch ein kleiner Junge war, waren beide sehr alt und sie hatten — wie viele alte Leute — ihre etwas komischen Gewohnheiten.

Sie war klein und rund wie ein Fäßchen; sie hieß Frieda und war eine geborene Müller. In ihrem Gesicht hatten sich unzählige Fältchen eingenistet und ihre grauen Haare hatte sie zu einem unscheinbaren Knoten gebunden. Jahraus, jahrein trug

sie blüßlaubere und farbig karierte Schürzen und weiße wollene Strümpfe. Er hieß Gottlieb Abend und war bereits in den Siebzigern. Hager und mit ausgemergeltem Gesicht saß er fast den ganzen Tag über am Küchenfenster und schaute hinaus. Dazu rauchte er eine bauchige Pfeife und trank sparsam Most aus einer Flasche, die auf dem Fensterbrett stand.

Vor dem Küchenfenster lag ihr Gärtchen; ein kleiner, farger Fleck Erde, den Frau Abend, die trotz ihrem Alter noch den ganzen Tag werkte, säuberlich pflegte, während er die schrullige Aufgabe übernommen hatte, darauf aufzupassen und sein Gärtchen vor Hunden, Katzen und Buben zu beschützen. . . Herr Abend ist mir auch eigentlich nur noch deshalb so gut in Erinnerung geblieben. Wir hatten damals seine Schwäche bald wahrgenommen und ihn nach Herzenslust geneckt. Wenn wir nur neugierig durch die Zaunlatten lugten oder auf die niedere Mauer stiegen, so schoß er wie von einer Tarantel gestochen vom Stuhl, riß das Fenster auf und schrie laut und heiser: „Ihr Spitzbuben! Ihr Bengels! Ihr Sauferls! Wenn ihr nicht von meinem Garten weggeht, komm' ich mit dem Stock!“

Und wenn wir auch dann noch keine Anstalten machten, den Gartenzaun in Ruhe zu lassen, schlug er das Fenster zu und kam wütend hinaus. Dann war es höchste Zeit, Fersengeld zu geben. Eine Zeitlang war es unser Spezialvergnügen, den alten Abend zu necken, und wir trieben dieses Vergnügen so lange, bis es uns verleidete und wir den Alten durch andere Abenteuer wieder vergaßen.

Wir wuchsen heran wie Krautstengel im Schatten. Wir kamen aus der Schule und versuchten unsere ersten selbständigen Schritte im Leben.

Bei den Abends blieb alles beim alten. Er saß am Fenster und bewachte noch immer sein kleines Gärtchen und den gelben Zaun. Sein dickes Frauchen werkte den ganzen Tag; sie trug noch dieselben sauberen, karierten Schürzen und zu den vielen Fältchen im Gesicht waren noch einige hinzugekommen.

Doch nach abermals fünf Jahren starb Frau Frieda Abend an ihrem Alter. Sie sank eines Tages leise hin und verstarb, ohne ein Wort des Abschiedes auf der Erde zurückzulassen. Ihr Tod drang nicht einmal ganz über die Nachbarschaft hinaus, so still war sie gewesen und so leise ging sie aus dem Leben. Es kam sogar noch nach Wochen vor, daß jemand fragte: „Ich habe Frau Abend schon so lange nicht mehr gesehen?“ Worauf die erstaunten Frager erfuhren, daß sie nun schon so und so lange im Friedhof draußen liege. Und die Leute sagten: Es ist doch schön so zu sterben, und sie rühmten die verschiedne Frau Abend, ihre Stille, ihre Zurückgezogenheit und was für ein schaffiges Weiblein sie gewesen sei — bis zum letzten Tag.

Abend war nach dem Tode seiner Frau scheinbar nicht sonderlich traurig. Er blieb auch weiterhin an seinem Fenster sitzen; er qualmte vielleicht ein bißchen tiefer aus seiner Pfeife und führte das Mostglas häufiger zum Mund, aber mehr sah man ihm nicht weiter an, während seine Frau schon eingesargt im andern Zimmer lag.

Aber nach dem Begräbnis mußte etwas geschehen. Den alten Mann wollte niemand allein lassen. Und niemand von seinen Verwandten nahm sich seiner an. Da entschloß man sich, ihn nach seiner Heimatgemeinde abzuschicken; ins Altersasyl, wie man so schön für Armenhaus sagt.

Und bald darauf packte er seine Sachen und ging, ohne jemandem die Hand zum Abschied zu geben, außer der Frau, die ihm nach dem Tode seiner Frau gekocht, gepußt und gebettet hatte. Dann wurde die Wohnung an eine Witwe, die sich im besten Alter befand, namens Elfriede Knopf und von Beruf Glätterin, vermietet.

Vom alten Abend hörte ich nichts mehr.

Aber am folgenden Neujahrstag sah ich zufällig einen alten Mann vor dem Hause in der Lavaterstraße stehen, der unverwandt auf die Erdgeschoßwohnung und den kleinen vereisten und trostlosen Garten blickte. — Es war der alte Abend. Er trug einen dunkelgrünen Lodenkittel, hatte schwere Waldschuhe an und seinen Kopf bedeckte eine schöne braune Pelzmütze. Es

war kalt und kein Mensch ging durch die StraÙe. Da trat Herr Abend näher an den Zaun heran und hielt sich mit beiden Händen an den bereiften Latten fest. Lange schaute er hinein. Dann sah er sich um, schaute an den Häusern hinauf, lief zögernd ein wenig herum und trottete schließlich wieder davon, ohne daß sich ein Fenster geöffnet und ein freundliches Wort ihn begrüßt hätte.

Das andere Jahr kam er noch einmal. Wieder am Neujahrstag. Er hatte noch dieselbe schöne Pelzmütze auf dem Kopf und den grünen Bodenkittel an. Er ging geneigter und das Laufen schien ihm schwerer zu werden. — Und wieder trottete er langsam und zögernd davon, ohne daß jemand mit ihm ein gutes und freundliches Wort gewechselt hätte.

Letztes Jahr aber blieb er aus. Ist er gestorben? Sehnte er sich nach seinem kleinen Gärtchen, das er vor Hundst, Katzen und Buben bewachen konnte? Ist ihm der Most oder die Tabakpfeife vorenthalten worden? Oder, wenn es das wäre: ist ihm der Hinschied seiner rundlichen Frau doch näher gegangen und war er müde, das Leben so allein weiterzuleben.

* * *

Sohn und Mutter

Von Robert Walser

Ein liebes, gutes Mütterchen, wahrhaftig: ich meine, man sollte ihr ein Denkmal errichten! führte durch fleißige Sparsamkeit und durch nachtelanges, emsiges Nähen die schöne Möglichkeit herbei, daß ihr Sohn, den sie fast wie einen Abgott liebte, die hohe Schule besuchen und sich dadurch die beste Bildung erwerben konnte. Merke dir, lieber aufmerksamer Leser, was nun geschah. Der große Sohn, Gegenstand der mütterlichen Aufopferung, blühendes Juwel und köstlicher Edelstein von Sohn, machte freilich mit der Zeit so große Fortschritte, daß er in jungen Jahren schon hoch hinaufkletterte und es zu einer Stellung brachte, die ihm nicht nur erlaubte, die ihn vielmehr geradezu nötigte, sich aufzublasen, hochmütiges Wesen kalt und nachlässig zur Schau zu tragen und den großen Herrn zu spielen, als welcher er sich rasch über seine arme bescheidene Herkunft hinwegsetzen lernte. Vorzüglich dickes, fettes und hochangesehenes Tier, wie man so sagt, fühlte er sich über alle kleinen engen Nöte des täglichen Lebens erhaben, und mit der stets höher und höher steigenden Werthschätzung der eigenen werten und wichtigen Person vergaß er den mütterlichen Menschen. Das arme gute Mütterchen! Ei, die soll doch nur hübsch brav in ihrem Sorgen- und Dachstübchen stillsitzen, denn derlei Personen kann man ja unmöglich in die feine Gesellschaft einführen. In den hohen Atmosphäre und in den glänzenden Verhältnissen, in denen Emporkömmlinge leben, redet bekanntlich niemand ein Wörtchen über Kindesdanfbarkeit und -Liebe. Von schwüler, genußreicher Liebe wird wohl gesprochen, aber über schlichte Liebe zuckt man bestenfalls mitteilidig die Achseln. Wenn wir nun auch den Fall sehen und annehmen, daß der große Sohn sein Mütterchen einmal habe besuchen wollen, so müssen wir doch sogleich bedenken, daß ein solcher Besuch unmöglich war, weil der Vortreffliche ja für den Eintritt in die Armutsstube durch den engen ärmlichen Rahmen der bescheidenen Stubentüre viel zu breit und breitspurig, viel zu dick und zu geschwollen, viel zu stolz und zu reich war.

Für den Stolz und für den Hochmut gibt es Palast- und hohe breite Salontüren. Mehr zu sagen, ist wohl überflüssig, und man wird schon verstehen, wie ich es meine. Der Weg zum Mütterchen und damit zur menschlichen Bescheidenheit war und blieb dem Parvenü versperrt, wegen des Rahmens und wegen der kleinen Verhältnisse, in die er sich wieder zu schicken gehabt hätte. Vielleicht erlaubt man mir die freilich scheinbar etwas gefühlvolle Bemerkung, daß ich große Lust hätte, zu sagen, ich wolle vor dem lieben, alten Mütterchen niederknien und, daß es mich fast hinreißen möchte, das Geld, das die Mutter für den stolzen Töpel in mühseliger Nacharbeit zusammenrackerte, ehrfürchtig zu küssen. Der Töpel mag nur immerhin mit seinesgleichen spazieren gehen, wo es ihm beliebt. Vor ihm und seinesgleichen beuge ich mich nicht, und ich werde für ihn und seinesgleichen weder eine Artigkeit, noch irgend eine Achtung übrig haben.

* * *

Gedanken

Von Hermann Otfried

Helfen kann dir nur, wer an dich glaubt.

Die einzige heilende, lebenschenkende Kraft, die von Mensch zu Mensch flutet, heißt Glaube.

Die betäubende, tödliche Kraft heißt Geringschätzung, die eine Form des Unglaubens ist.

Sieh auf dein Leben zurück und zähle die Menschen, die dir geholfen haben: jeder von ihnen glaubte an dich.

Glaube an ein Kind — und dein Glaube wird es retten, sofern es noch zu retten ist.

Glaube an den Mann und an die Frau — und du erhebt die Welt, wie sie einzig erhoben werden kann.

An den Menschen im Verbrecher glauben, heißt, das Verbrechen heilen. Verne einen Menschen verstehen, und du wirfst an ihn glauben. Der Weg, einen Menschen verstehen zu lernen, heißt Liebe.

Jede Seele ist an sich jeder anderen Seele liebenswert, die glaubensvoll versuchen will, sie zu erkennen.

Der Strahl des Glaubens ist der Strahl der Rettung, er durchdringt alle Decken der Verzweiflung und des Bösen. Gewiß, auch Feinde können dir irgendwie helfen. Aber das ist so wie bei jenem Knaben, der in einem Aufsatze schrieb: Die Stecknadeln retten vielen Menschen das Leben — wenn sie sie nicht schlucken.

Das Feuer rettet dich, denn es veranlaßt dich, es zu meiden, die Kälte rettet dich, denn sie zwingt dich, ihr zu trosten. Und so gesehen, rettet dich auch der Teufel.

Aber deine wirklichen Lebensretter sind die, die an dich glauben.

Einen Menschen geringschätzen, heißt, ihn schädigen.

But, Abweisung und Verachtung sind Säumer der Seele.

Für Verlobte die geschmackvolle Beleuchtungseinrichtung

ELEKTRIZITÄT A.-G.

Marktgasse 22, Bern